

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 226.

Freitag, 28. August.

1931.

... Achtung ... , ... Banftrach ... !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(29. Fortsetzung.)

Drei Tage lang — entgegen der Ansicht des Arztes — hatte René Savary ohne Bewußtsein gelegen. Die Operation zur Entfernung des Geschosses hatte großen Blutverlust zur Folge gehabt und den Patienten weiter geschwächt. Sein Gesicht war fahl und schmal geworden.

Als er die Augen zum erstenmal wieder aufschlug, glaubte er zu träumen. Es war ihm, als neige sich Frau Marianne über ihn, — ganz nahe vor sich sah er ihr liebes, kluges Gesicht mit den großen dunklen Augen, dem gewelltesten braunen Haar, den weichen, mädchenhaften Lippen. So realistisch war dieser Traum, daß er ihre weiche Hand zu spüren glaubte, wie sie leise und unendlich sorgsam über seinen Kopf und seine Wangen strich. Er lächelte glücklich.

„René,“ flüsterte Marianne nun nahe an seinem Ohr. Er erschauerte ein wenig. Träumte er wirklich nur? Ein Leuchten huschte über sein bleiches Gesicht.

„Marianne?“ fragte er.

„Ich bin bei dir — und bleibe bei dir,“ hörte er sie wieder sagen. Er versuchte die Augen zu öffnen. Aber das war alles, als sähe er durch einen dichten Schleier. Nur an seiner Seite war Helle. Das Fenster. „Nun ist ja alles wieder gut,“ hörte er Frau Mariannes Stimme.

Was ist gut? Er grubelste. Bis ihm alles wieder einfiel, — dieser Morgen im Hotel, der lange Weg, Chiari — Marianne war fort — in Frankfurt — „Marianne?“ Wieder fragte er leise.

„Ich bin bei dir.“

Wie nah das klang. Wie wirklich. Er wendete den Kopf und sah sie, ohne Verstehen, aus großen, erstaunten Augen an.

„Wie gut, daß du da bist,“ sagte er zufrieden. Dann schloß er wieder die Augen und schlief ein.

Frau Marianne saß noch lange und hielt seine Hand. Auf der anderen Seite des Bettes saß Doktor van der Ghinst und schüttelte den Kopf, als er sah, wie nun Frau Marianne anfangen zu weinen.

„Sie müssen Mut haben, Madame,“ lächelte er ihr zu. „Und ein wenig Zuversicht. Alles wird sich aufklären und alles wird gut werden. Sie haben es doch eben selbst gesagt!“

Ohne an seinen Beruf zu denken, war Spoeker an jenem Unglückstag, nachdem er seine schwere Tasche aus dem Nordzimmer geholt hatte, nach Hause geeilt. Seine Wohnung — ein altes, halb zerfallenes Haus, das während des Krieges ein Schuß fast zertrümmert hatte, ohne daß man es bisher wieder aufgebaut hätte — schloß er vorsichtig ab. Eine vergnügte Melodie vor sich hin pfeifend, bereitete er sich selbst sein Abendessen, ein paar Eier, ein wenig Schinken, eine Tasse Tee, und verzehrte dieses lustliche Mahl mit großem Appetit. Dann wusch er sich die Hand, nahm einen feuchten Lappen aus der kleinen Küche und putzte seinen Tisch bliglauber ab.

Erst jetzt nahm er die vielen unzähligen Papier-Schnitzel aus seiner Tasche und legte sie zu einem kleinen Haufen vor sich hin. Nicht umsonst waren Detektivromane seine Leidenschaft. Er wußte, daß diese kleinen Papierstückchen möglicherweise wichtiger waren als alle

(Nachdruck verboten.)

Erhebungen und Recherchen der Polizei. Vergnügt rieb er sich die Hand.

Mit unendlicher Sorgfalt breitete er die einzelnen Schnitzel aus und versuchte sie mit der Hand zu glätten. Dann suchte er sich ein sauberes Blatt Papier und mischte sich in der Küche aus Mehl und Wasser eine kleine Menge Klebstoff, den er neben sich stellte. Nach einigem Suchen fand er unter den Stückchen die obere Ecke des zerrissenen Bogens. Der Anfang war gemacht.

Und nun begab er sich mit frischem Mut an die schwierige und zeitraubende Beschäftigung, alle die vielen Stückchen Papier wieder so zusammenzufügen, wie sie gehörten. Er irrte sich oft. Es war sehr mühselig. Die kleine Nadeluhr, die er vor sich auf den Tisch gelegt hatte, zeigte bereits vier Uhr morgens, als Spoeker endlich daran gehen konnte, das weiße Blatt Papier mit Leim zu bestreichen. Aber vergnügt und guter Dinge sang er ein lustiges Lied dabei. Eine Stunde später hatte er seine Arbeit beendet.

Erst jetzt fühlte er die Müdigkeit, die ihn mit plötzlicher Gewalt überfiel. Er gähnte laut und zufrieden und schlüpfte eilig aus den Kleidern und in sein hohes belgisches Bett. Das beklebte Blatt Papier verbarg er sorgsam unter dem Kopfkissen, eingepreßt zwischen den leeren Seiten eines Buches, in das er seine Gedichte zu schreiben pflegte. Aber heute abend dachte er nicht ans Dichten. — — —

Erst am späten Nachmittag erwachte er. Die Anstrengungen der letzten Tage, die Nacharbeit hatten sich geltend gemacht. Er zürnte mit sich, kleidete sich in aller Eile an, nahm seinen Hausierkasten über die Schulter und verließ das Haus. Erst als er einige Schritte gegangen war, fiel ihm der Zettel ein. Eilig kehrte er um, nahm das aufgeklebte Blatt Papier aus dem Buch und schob es in seine Tasche. Zum zweitenmal machte er sich auf den Weg.

Die Straßenbahnhaltestelle bei seiner Wohnung war ungefähr zehn Minuten von seinem alten, zerfallenen Häuschen entfernt. Er lief, umhalsen mit der gesunden Hand die Tasche festhaltend, die ihm beim schnellen Schritt unangenehm gegen die Seite schlug.

Als er in die Nähe der Geleise kam, klingelte die wartende Tram bereits zur Abfahrt.

„Warten Sie doch ...!“ rief Spoeker, so laut er konnte. Er verdoppelte seine Anstrengungen, lief, was er laufen konnte. So kam es, daß er das Automobil nicht bemerkte, das hupend hinter ihm fuhr. Wenige Schritte vor dem Automobil, das die Straßenbahn noch zu überholen versuchte, verließ Spoeker das Trottoir, um die anfahrende Straßenbahn noch zu erreichen — da — ein Schrei — laut knirschend zogen die Bremsen des Autos an, — es begann zu rutschen, drehte sich — hielt. Auch die Straßenbahn hielt, neugierige und hilflose Passanten liefen hinzu — erschrocken und blaß kletterte der Fahrer aus dem Automobil, das jetzt quer zur Fahrtrichtung stand — leblos, blutbesudelt lag Spoeker zwischen den Rädern.

„Den hat's“, sagte der Straßenbahnkassierer lakonisch und kehrte zu der Tram zurück, die gleich darauf klingelnd davonfuhr. Mit zusammengekniffenen Lippen

stand der Automobilist neben dem Überfahrenen, zu dem sich ein Passant niederkniete, um ihn zu untersuchen.

„Gehirnerschütterung wahrscheinlich“, meinte der Fremde, sich wieder aufrichtend.

Die Fenster der benachbarten Häuser wurden aufgerissen. Alle diese Großstadtmenschen, die so gerne vorgeben, daß das Tempo der heutigen Zeit sie zermürbt, die behaupten, daß jede Minute eine Kostbarkeit ist, sie alle haben Zeit, wenn die Straße eine kleine Sensation bietet, — sie alle stehen stundenlang sinnlos dumm vor einem derartigen Ereignis, tauschen ihre Meinungen aus, schimpfen, fühlen sich wichtig und als Richter.

Jemand hatte telephonierte. Gleichzeitig mit dem Polizisten, der sein Notizbuch schon in der Hand hielt, klingelte das Sanitätsauto heran. Kaum gelang es dem Polizisten, die undurchdringliche Mauer der Neugierigen zu durchbrechen.

Spoeker lag mit geschlossenen Augen auf dem Rücken. Seine Kleider waren zerfetzt und von Blut und Straßenschmutz besudelt. Seine Tasche war mit zerrissenem Riemen zu Boden gefallen — ihr Inhalt lag zwischen den Füßen der Umstehenden verstreut. Postkarten, Streichholzschachteln, Schuhkreme, Schnürbänder . . . und ein Blatt Papier. Der Polizist hob es auf — und zerknüllte es. Mit dem Fuß schob er notdürftig die verstreuten Utensilien Spoekers zusammen und packte sie in die Tasche zurück. Der Automobilist half ihm dabei. Als die Beamten des Spitals kamen und den Bewußtlosen auf die Bahre legten, stand der Polizist bei dem unglücklichen Fahrer und notierte dessen Personalien. Klingelnd fuhr das Spitalauto wieder davon. Langsam folgte das Auto, das Spoeker überfahren hatte.

Die Menge der Zuschauer und Neugierigen verließ sich. Von seiner Wichtigkeit durchdrungen, schob der Polizist sein dickes Notizbuch zwischen die Knöpfe seiner Uniform.

Dabei bemerkte er, daß er noch immer das zerknüllte Blatt Papier in der Hand trug. Er besah es nachdenklich — überlegte eine Weile — dann warf er es in den nächsten, von einer ordnungsliebenden Stadtverwaltung angebrachten Papierkorb.

Denn Ordnung muß sein. —

13.

René gesandete rasch unter der liebevollen Pflege Frau Mariannes, die ihm das belgische Gericht zugestanden hatte. Daß er schweren Zeiten entgegenging und immer noch unter polizeilicher Beobachtung stand, bedrückte ihn wenig. Er fühlte sich dem Leben neugeschenkt, war still und zufrieden. Frau Mariannes hand in der seinen haltend, saß er oft stundenlang im Garten des Brüsseler Hospitals. Und in diesen Stunden stillen Glückes fanden sich die beiden Menschen noch inniger. Sie vergaßen das Vergangene — und nur Marianne dachte manchmal im stillen mit Sorge an die nächste Zukunft. Trotzdem René ihr längst sein Geheimnis offenbart hatte und sie froh war, nie an ihm gezweifelt zu haben, so verbarg sie sich selbst doch nicht die Schwierigkeiten einer Klärung vor dem Gericht. Sie schwieg über diese Bedenken. Der Arzt hatte René für die ersten Wochen jede Erregung verboten, wenn die inneren Blutungen nicht erneut einsetzen sollten. Frau Marianne wußte es und traurig streichelte sie René's Hand, wenn er freudig, begeistert wie ein kleiner Junge, von ihrer gemeinsamen Zukunft sprach. Es war, als habe er Richter und Gerichte, Kriminalpolizei und Mordaffäre in der Italia-Bank vollkommen vergessen.

Die Untersuchungen des belgischen Gerichts hatten nicht lange gedauert. Doktor van der Ghinst beschränkte sich tatsächlich nur auf die Seite des Falles, soweit er das belgische Gesetz berührte. Er hatte René Savary mehrmals im Spital aufgesucht und sich vergeblich gegen eine starke Regung der Sympathie für den Angeklagten gewehrt, nicht zuletzt beeindruckt durch die

Offenheit, mit der Frau Marianne mit ihm die Vorgeschichte — ohne René's Wissen — besprochen hatte. René Savary selbst schwieg beharrlich.

So lautete denn das Urteil auch nicht anders, als es Doktor van der Ghinst vorausgesagt hatte. Einhundertfünfzig Belga Strafe wegen unerlaubten Waffenbesitzes und Konfiskation der Waffe. Diese letztere Bestimmung des Urteils erübrigte sich, da die Waffe sowieso beschlagnahmt blieb. Vergebens hatte Doktor van der Ghinst den Hausierer Spoeker zweimal als Zeugen laden lassen. Spoeker erschien nicht. Glücklicherweise lag seine erste, zu Protokoll gegebene Aussage vor, und auch die gerichtlichen Untersuchungen des Tatortes ergaben ja kein anderes Bild als die erste Aussage des Hausierers, die sich mit Savary's Angaben deckte.

„Ich wünsche Ihnen alles Glück in Frankfurt“, sagte Doktor van der Ghinst, sich von seinem Angeklagten verabschiedend. „Es tut mir leid, daß ich Sie noch länger unter polizeilicher Beaufsichtigung behalten muß. Es ist meine Pflicht, da ein Auslieferungsverfahren von der deutschen Regierung anhängig gemacht worden ist.“

René nickte. Unruhiger kehrte er in die stillen, sauberen Räume des Hospitals zurück.

Endlich erhielt er die Vorladung zur Hauptverhandlung vor dem Frankfurter Schwurgericht. Man hatte den Termin sehr kurzfristig angesetzt.

Schon wenige Tage später meldete man René eines Morgens den von Kommissar Weiß in Frankfurt geschickten Beamten, der ihn nach Frankfurt geleiten sollte. Es war ein junger, höflicher Mensch, der offensichtlich von Weiß mit den entsprechenden Instruktionen versehen war. Er hielt sich im Hintergrund und versah seinen Dienst unaufdringlich und fast unmerklich. Niemand hätte bei der Abreise vom Brüsseler Bahnhof in dem jungen Mann, der höflich Frau Mariannes Koffer trug, einen Kriminalbeamten vermutet, der einen Mordverdächtigen nach Frankfurt transportiert.

Frau Marianne nahm, nach telephonischer Verständigung, wieder draußen bei ihrer Freundin Wohnung. Aber tagsüber war sie bei René, dem die Schußwunde immer noch größte Schonung aufzwang. Diesem Umstand Rechnung tragend, hatte man ihm auch Aufenthalt im Hotel zugebilligt, nachdem er eine ausreichende Summe als Sicherheit hinterlegt hatte. Er wohnte im Hotel Excelsior, nahe am Hauptbahnhof, unmerklich von einem Beamten überwacht. Er verließ das Hotel nie. Wenn er nachmittags gemütlich mit Frau Marianne und seinem Anwalt Doktor Kern auf den bequemen Sofas des Hotelcafés saß und eine Zigarette rauchte, vermutete keiner der anwesenden Kaffeehausbesucher, daß dieser blass, schlante junge Mensch in wenigen Tagen der Hauptakteur des sensationellen Mordprozesses sein würde, den ganz Frankfurt mit Spannung erwartete. Tagtäglich versorgten die Zeitungen ihre Leser mit spaltenlangen Berichten über die Voruntersuchungen dieser Affäre, und es war offenkundig, daß sich die öffentliche Meinung Savary nicht gerade freundlich gesinnt zeigte.

„Wir werden eine gehörige Portion Glück bei diesem Prozeß benötigen“, meinte Doktor Kern gelegentlich einmal. Er sah durchaus nicht rosig in die Zukunft. „Außerdem haben wir im Vorsitzenden einen scharfen Gegner. Es wird nicht leicht werden, lieber Herr Savary. Wir dürfen uns wirklich keinen Illusionen hingeben. Wenn ich Ihre Geschichte glaube — und nicht nur als Anwalt, sondern auch als Mensch —, so ist damit noch lange nicht erwiesen, daß auch das Gericht Sie glauben wird. Dem Gericht sowohl wie uns fehlen jegliche Unterlagen. Ihre Schweigsamkeit dem Untersuchungsrichter gegenüber wird schwer ins Gewicht fallen. Die Anklage gegen Sie lautet auf Raubmord. Die öffentliche Meinung ist sehr geschildert gegen Sie aufgezoogen worden. Unterschätzen Sie dieses Moment bitte nicht.“

René nickte.

(Fortsetzung folgt.)

„Hühner-Jagd.“

Die Geschichte der „Hühner-Jagd“ geht Hand in Hand mit der Verbesserung unserer Feuerwaffen und mit der Heranzüchtung unseres treuen Gehilfen, des Hühnerhundes! Man denke sich eine Hühner-Jagd ohne Hund! Einfach unmöglich! Und dann versetze man sich in die Zeit zurück, wo mit Pfeil und Bogen, dem Jagdspeer und der Armbrust gejagt wurde.

Griechische und römische Schriftsteller haben in prächtigen Schilderungen, die auf uns gekommen sind, ihre Waffen, ihre Hunde, ihren Jagdbetrieb ganz genau beschrieben. Daraus erfahren wir, daß die Griechen und Römer eine Anzahl verschiedenartiger Netze anwandten, von der einfachen Netzwand, in der sie Hasen und Feldhühner fingen, bis zu großen, den Fischneken gleichenden Gezeugen, in die man Fische, Rehe und Säuen hineintrieb. Mit Schlingen fing man Drosseln und Tauben, auch größere Tiere. In den Furchen des Aders wurde ein Gewirr von Schlingen aufgestellt, in die man die Feldhühner durch Futter oder Locktöne hineinlockte — eine Kunst die noch heute von Wilddieben geliebt wird.

Im Laufe der Jahrhunderte ist die Jagd auch an sich humaner, kultivierter geworden. Sie hat — von manchen Ausnahmen abgesehen — die Roheiten, die in früheren Jahrhunderten als solche nicht empfunden wurden, erkannt und beseitigt. Heute empfindet man es als eine gröbliche Verletzung des Mitgefühls, das der Mensch jeder Kreatur Gottes schuldet, wenn man in Dietrich vom Windels „Handbuch für Jäger, Jagdliebhaber und Jagdberechtigte“ (Erste Ausgabe 1804) sogar noch in der Bearbeitung von Tschudi aus dem Jahre 1866 die ausführliche Anweisung liest, wie man gefangenen Lerchen die Augen aussticht, um sie dann zum Fangen des Falten zu verwenden! Die Lerche der Vogel, über den wir uns herzlich freuen, wenn er in der Morgenfrühe mit jubelndem Gesang das aufgehende Tagesgestirn und den Schöpfer grüßt!

Einer hat schon in alter Zeit seine Stimme gegen den Verhängnis ergossen: der heilige Franz von Assisi (1182 bis 1226). Er pflegte zu sagen: „Wenn ich nur dem Kaiser vorgestellt werden könnte, so würde ich ihn bitten, aus Liebe zu Gott und mir, ein Gesetz zu erlassen, das jedem das Einfangen oder Einsperren meiner Schwestern, der Lerchen, untersagt.“

Heute sind wir glücklicherweise so weit, daß wir den Rang der Lerchen in Rehen als eine Barbarei empfinden. Wer kennt noch den „Tyraf“? Ich meine nicht den Hundnamen, der früher sehr in Mode war, sondern das Netz, das noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts zu den unentbehrlichsten Gerätschaften jedes Forsthauses gehörte. Man überdeckte ein Stück des Kleegebietes damit und lockte Hühner und Wachteln mit der Pfeife an. Vermutete man das Wild unter dem Netz, dann warf man einen Stein dahin, damit das Wild aufstand und sich im Netz verwickelte. Da, man ging sogar soweit, mit dem Tyraf die Hühner oder Wachteln zu überdecken, vor denen die Hunde standen.

Das Verhängnis-Netz, dessen Zweck durch den Namen erklärt ist, war 60 bis 80 Fuß lang, 26 Fuß breit und aus seinem Flachsnetzwerk gestrickt. Durch zwei Stangen wurde das Netz straff gespannt und in diesem Zustand von zwei Männern aufrecht getragen. Ein Knabe ging hinterher und gab, wenn er Verhängnis aufsteigen sah, das Zeichen zum Umlegen des Netzes. Das war früher „weidmännisch“, jetzt gibt es wohl niemand, der dieses Fangen überhaupt als eine Jagdart anerkennen würde. (Vergl. Skrowronnek, die Jagd, Leipzig 1901. S. 21.)

Ganz ähnlich hat man im Mittelalter die Jagd auf Rebhühner betrieben. Man suchte sie mit Hilfe eines kleinen Hundes auf, der unter Wind die Felder abrevierte und feststand, sobald er die Witterung von Hühnern in der Nase hatte. Zwei Jäger gingen alsdann von hinten vor, in dem sie zwischen sich ein horizontales Netz trugen, das an den beiden schmalen Enden, wo die Jäger ansetzten, durch eine Stange begrenzt war. Mit diesem Netz bedeckten sie zugleich den Hund und die Hühner. Wußte man, wo die Hühner lagen, so stellte man hinter ihnen wohl ein Netz auf, das aus einem langen Saß (Hamen) mit zwei Flügeln bestand und suchte nun von der anderen Seite her die Hühner langsam in das Netz zu treiben. Um die Person des Treibers zu verbergen, trug der letztere ein rotes Tuch in der Form eines Schildes vor sich her. Man hat dieses Verfahren später die Jagd mit dem Treibzeug genannt und das rote Schild ersetzt durch eine gemalte Kuh. Wahrscheinlich war aber schon im Mittelalter das Schild in Form einer Kuh gehalten. Auch Hasen wurden auf diese Art ins Netz getrieben. Die Wachtelhähne lockten die Vogelfänger ins Garn, indem sie die Stimme der Weibchen nachahmten. Rebhühner und Wachteln fing der Jäger mit Pferdehaar-

schlingen auf den Stoppeln, auch Wasservögel, Tauben und andere Vögel fing er in dieser Art und zwar mit Vorliebe an den Nestern, in denen sie brüteten. Es bestand nicht die leiseste Art einer Schonung oder Sorge für den Nachwuchs.

Im 16. Jahrhundert verdrängte die Büchse, die bis dahin auf der Jagd gebräuchliche Armbrust. Um das Jahr 1517 war in Nürnberg das „Radischloß“ erfunden worden, welches die Lunte überflüssig machte; die neuen Gewehre wurden als „zielfelbstzündende und geschraubte Büchsen“ oder „Pirschrohre“ bezeichnet. Auch auf das Wildgeflügel wurden die neuen Feuerwaffen benutzt. Colerus (Wittenberg 1652) rät dazu, die Wildgans, die Ente, den Schwan und den Kranich zu „schießen“ und zwar im Herbst, denn im Frühling „verbirget sich, legt Eier und brütet, so bekämpft mans selten zu Gesicht, wäre auch schade, daß man sie alsdann schießen sollte.“ Hier finden wir also — vor dreihundert Jahren — eine gewisse weidmännische Anschauung.

Da das Lauf- und Flugschießen erst mit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts in Aufnahme kam, so waren gute Flugschützen noch selten. Der Jagdschriftsteller „Hohberg (Adliches Land- und Feld-Leben 1682) hat das Flugschießen zum ersten Male gesehen vom Prinzepe Metthia de Medices, einem kaiserlichen Feldmarschall, im Dreißigjährigen Kriege. Dieser schloß „nicht allein mit dem fusil Hühner, Wachteln, Schnepfen und dergleichen, sondern war auch mit dem Ballester so fertig, daß er einen seiner Edelknaben eine Kugel von Dohn in die Höhe werfen lassen, und sie beim Herabsinken mit dem Ballester durch eine andere Kugel so gewiß getroffen, daß beide Kugeln darüber zu Stücken zersprungen, welches ich selbst etliche Male mit Augen gesehen, als Seine Durchlaucht anno 1638 im Stift Bremen im Quartier gelegen.“ Ein anderes Mal sah Hohberg das Lustschießen im Lande ob der Enz vom Pfalzgrafen Ruprecht ausüben, „der nicht allein Rebhühner, Schnepfen und Glibitz, sondern auch Schwalben in der Luft geschossen. Die Flinten, die sie dazu brauchen, müssen nicht übrig lang sein, weil sie allein vorn am Rohr die Fliegen (das Korn) brauchen, hinten aber das Absehen (Bisier) meistens hinwegtun.“ Aber „des Pulvers nehmen sie nicht viel und der Schrot desto mehr, aber vor und nach mit Rehehaaren gefuttert werden.“ Eine gute Ohrfeige wird ein solcher Schuß wohl dem Schützen gegeben haben!

Das Schrot- und Flugschießen kam also um die Zeit in Aufnahme, war aber noch keineswegs schon allgemeiner Brauch.

Noch immer wurde die Netzhagd ausgeübt. Die Netze waren „vervollkommnet“ worden. Es gab: Fallgarn, Rehe und Stellstangen, die herabfielen und die Tiere fingen, wenn dieselben in das Netz hineinfließen oder flogen. Klebgarn, senkrecht aufgehängte leichte Netze, in welche Vögel sich beim Hineinfliegen verwickelten; bei den Rebhühnern hießen sie Hochgarne. Außerdem kannte man „Deckgarne“, die man horizontal über die Vögel hinstreckte, den schon früher erwähnten „Tyraf“ in verbesserter Form.

Die Jagd mit dem Tyraf wurde mit Vorliebe im Winter ausgeübt, namentlich bei Schnee, wenn man die Hühner liegen sah und mildes Wetter herrschte.

Allmählich fanden die großen Herren ebenfalls Freude an der Hühnerjagd, die sie bis dahin der Berufsjägerei überlassen hatten. Die Fürsten von Nassau-Usingen bestimmten in ihrer Jagd- und Forstordnung vom Jahre 1757: „Insbesondere wird verboten, daß kein Jäger in der Nähe der Residenzen, wo sich der Hof aufzuhalten pflegt, ohne besonderen Befehl Wild, Rehe, Hasen oder Hühner schießen oder fangen, sondern solches zum Vergnügen des Hofes gesont werden soll. Das Wildpret zu der Hofhaltung soll jedesmal, wo möglich, an den Grenzen geschossen werden.“ — Wollte man die Schießjagd auf Rebhühner betreiben, so gehörte dazu neben dem verbesserten Gewehr auch ein guter Hund.

In der Literatur des Mittelalters sind die Hunde mehrfach nachweisbar. Gefner, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts schrieb, kennt nur den Vogelhund, den er auch „Wachtelhund“ nennt. Colerus unterscheidet am Ausgang des 16. Jahrhunderts aber schon den „spanischen Hund“ und den „Rebhühnerhund“. Hohberg (1682) kennt den „Rebhühnerhund“ und den „Wachtelhund.“ (Hühnerhund). Im Jahre 1751 sagt C. v. Hepppe (Vom Leithund, Augsburg 1751) geradezu, daß die Hühnerhunde auch Wachtelhunde genannt würden. Daneben hat er auch den Stöber- oder Spionhund. — Mit der Zeit fing man an, bei der Schießjagd den großen Hund den Vorzug zu geben, weil der Vorstehhund auch apportieren sollte, und zwar nicht nur das Huhn, sondern auch den Hasen, und der damalige Spaniel für diesen Zweck zu klein und zu schwächlich war.

So liegt in der heutigen Ausübungsart der Hühnerjagd

ein gewaltiger Fortschritt vor, gegen die Vergangenheit. Heute der gute Schütze, der sichere Hund — damals Hefgang und die nach unseren Begriffen mit weidmännischer Gesinnung kaum vereinbare Erwürgung von Hühnern, Lerkhen und Wachteln! — Es ist in vielen Dingen ein Märchen: die Erzählung von der „guten alten Zeit“ auch in Hinsicht der weidgerechten und humanen Jagdausübung!

Dr. Ludwig Roth.

Neue Bücher

* W. Raabe: „Die Chronik der Sperlingsgasse“. 181. bis 205. Tausend. Jubiläumsausgabe mit 6 vierfarbigen Vollbildern nach Aquarellen von Georg Salter. (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 11.) Im Jahre 1856, also vor nunmehr 75 Jahren, wagte sich der 25jährige Wilhelm Raabe mit seinem Erstlingswerk unter dem Pseudonym Jakob Corvinus an die Öffentlichkeit. Das Buch fand sogleich ein starkes Echo. Ludwig Kellstab, der große Kritiker der „Voss. Zeitung“, schrieb damals u. a.: „Ein reizendes Buch, warm wie die Märzonne, heiter wie der Frühlingshimmel und doch zugleich sinnvoll ernst und mild wie ein Herbstsonnenuntergang“. Friedrich Hebbel nannte das Buch: „eine vortreffliche Duvertüre“. In diesen Tagen, da Deutschland sich anschickt, Wilhelm Raabes 100. Geburtstag würdig zu begehen, bringt der Grote-Verlag eine Jubiläumsausgabe der „Chronik der Sperlingsgasse“ heraus, geschmückt mit mehreren farbigen Bildern von G. Salter, die erfüllt sind von jener köstlichen Stimmung, welche die Blätter dieser vollständigen Chronik ausstrahlen. Der schöne Band wird mehr als alles andere bewirken, daß das Werk Wilhelm Raabes lebendig bleibt.

* F. Hollaender: „Ein Mensch geht seinen Weg“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Dreiundsechzig Jahre alt ist Felix Hollaender am 30. Mai gestorben. Was diesen Wegbereiter und Kämpfer auszeichnete, waren seine Zähigkeit und sein unermüdlicher Fleiß, Eigenschaften, denen er unbewußt in seinem letzten Roman ein Denkmal gesetzt hat. Seine letzte Sorge galt den Korrekturen an diesem Roman, der jetzt in der Buchausgabe den Titel trägt, den ihm der Dichter zuerst selbst gegeben hat. Die ganze stille Verbissenheit Felix Hollaenders, mit der er sich selbstlos für eine Sache einsetzen konnte, ist in dem Charakter dieses jungen Gelehrten Thomas Petri eingegangen, der ein lindharter Träumer, ein Idealist ohne Bild für die Fallstricke des Lebens ist, wie so viele Helden Felix Hollaenders.

* Erich Redmann: „Miguel Patanegra, der Deutschlandsfahrer“. Heitere Erlebnisse — Ernste Betrachtungen. (Amalthea-Verlag, Wien.) Der Deutschlandsfahrer aus Paraguay, Patanegra, dem sein deutscher Freund Ehrfurcht und Liebe für Deutschland beigebracht, war stets ein eifriger Anhänger und Verfechter des Deutschums gewesen. Auf seiner Reise in Deutschland sammelte er aber Enttäuschungen, die das ideale Bild verdunkelten. Die originelle Schilderung seiner Erlebnisse in Deutschland, seine absonderlichen, zuweilen traulichen Gedankengänge, manches kluge und tapfere Wort von ihm, das den Nagel auf den Kopf trifft, die sonnige Lebensauffassung, die ihm eigen ist, vor allem jedoch eine köstliche Phantasie und der urwüchsige, frische Humor gestalten seine Ausführungen vielseitig und von der ersten bis zur letzten Seite spannend.

* Walter Schwemer: „Im Waldland des Freiherrn vom und zum Stein“. (W. Schwemers Buchhandlung, Darmstadt.) Durch feines Naturgefühl und das Vermögen stimmungsvoller Schilderung ausgezeichnet, ist dies Büchlein ein schönes Bekenntnis zur Heimat, das im Jubiläumsjahr unseres großen hessischen Landmannes, Freiherrn vom Stein, noch besonders aktuellen Wert gewinnt. In Sprache und Empfindung spürt man den echten Voeten, schlicht und edel ist der Ausdruck, stets lebendig die Beziehung zur Landschaft. Wie dem Heimatfreund kann auch Lehren und Erziehen und nicht zuletzt der Jugend selbst die Lektüre warm empfohlen werden.

* Helene Askanasy: „Spinoza und die Witt“. (Amalthea-Verlag, Wien.) In dramatischer Form gibt die Dichterin ein breitangelegtes Kulturgemälde, das mitunter an Gobineaus „Renaissance“ erinnert. Doch ihre geschichtliche Betrachtung ist aktueller, das Vergangene wird als Gleichnis für Heutiges gebraucht, und die Fiktion des alten Holland dient eigentlich der Erörterung ganz zeitgemäßer politischer Fragen. Die Probleme von damals, als der Republikaner die Witt die Statthaltertschaft der oranischen Fürsten ablöste, gleichen unmittelbar denen der Gegenwart.

Um Monarchie oder Republik geht es, um Demokratie oder Diktatur, um Kriegsbereitschaft oder Pazifismus, selbst der Gedanke eines internationalen Schiedsgerichts wird schon erörtert; typische Vertreter all dieser Meinungen, dieser gegensätzlichen Weltanschauungen weiß die Dichterin plastisch zu gestalten, ihr Wort hat umso mehr Gewicht, als ihm historische Objektivität zugrunde liegt. Besonders reiz gibt dem Werk die feinsinnige Charakterisierung des Philosophen Spinoza als geistigen Trägers der Freiheitsidee, der gleich seinem Gönner de Witt in edlem Streben verankert und von den Gegnern zu Tod gekehrt wird. Kein dramatisch belastet wohl das geschichtliche Beiwerk ein wenig, doch bei geschickter dramaturgischer Bearbeitung sollte die Dichtung (weit mehr als Gobineaus Werk für die Bühne geschrieben) auch bei der Aufführung ihre Wirkung nicht schuldig bleiben.

* „Fliegende Blätter.“ Erster Halbjahrsband 1931. (Verlag von J. F. Schreiber, München.) Die „Fliegenden Blätter“ sind mit dem ersten Halbjahrsband für das Jahr 1931 erschienen. Satiren schreiben, dazu hat jede Zeit Stoff und Anregung geliefert — aber den Humor zu behalten und zu verbreiten, das ist in unserer Zeit nur einem Witzblatt möglich, dessen Tradition nach Verlag und Mitarbeiterstab aus den wahren Quellen wirklichen Frohsinns und unerschütterlicher Heiterkeit schöpft. Die „Fliegenden Blätter“ beweisen mit ihrem neuen Band, daß sie den Humor auch nicht in einer Zeile verloren haben und ihre Kulturaufgabe, fröhliche Stunden ins ernste Dasein zu streuen, heute so gut erfüllen, wie in besseren Zeiten. Sie bringen aber nicht nur Witze, Anekdoten und humoristische Literatur in Reim und Prosa — sie nehmen in ihren gereimten und ungerimten Stoffen auch ungeschont Stellung zu den Fragen und Antworten des Tages, zeigen in wohlwogenen Pointen deren Schwäche und Fehler. Vermeiden aber alle Themen, die politische Stellungnahme verlangen oder ihrer Natur nach sogenannte pitante Auslegungen gestatten. Schon aus dieser Charakteristik des Inhalts ergibt sich, daß der vorliegende Band wertvoll ist für jede deutsche Bibliothek, weil sein Inhalt keinen verlegt, alle erheitert und auch vor der Jugend nicht verschlossen werden muß. Die Bilder in den einzelnen Hefen sind jedesmal eine Galerie der besten humoristischen Zeichner unserer Zeit.

* Rielammers Amtliches Weinbauadreßbuch des Rheingaus. Mit vielen Abbildungen. (Verlag von Rielammers Adreßbüchern, Leipzig C. 10.) Ein Verbebuch für den Weingenuß im Allgemeinen, die Rheingauer Weine im Besonderen ist das vorliegende Werk. In der Art eines Führers bringt es zunächst allgemeine, den Weinbau betreffende Notizen über jeden Ort, mit einer hübschen Ansicht desselben, anschließend ein alphabetisches Verzeichnis aller Winzer, deren Rebfläche mindestens ein Morgen groß ist, mit mancherlei näheren Angaben. Am Schluß des Buches findet man ein ausgezeichnetes Verzeichnis aller Weinbergslagen im Rheingau, das oft mit Erfolg nachgeschlagen werden dürfte. — Außer den Weinbauorten des Landkreises Rheingau sind Hochheim, Wiesbaden, Frauenstein, Schierstein und Caub behandelt, was zur Abrundung des Gebietes von Nutzen ist.

* „Sprich richtig deutsch.“ Von Lehrer R. Lammennett. (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Das vorliegende Büchlein will namentlich jüngere Leute, aber auch Handwerker, Gewerbetreibende u. a. unterstützen, damit diese sich ihrer Muttersprache in rechter Weise bedienen. Es enthält nicht das ganze Gebiet der Sprachlehre, vielmehr wird nur dasjenige, wogegen leicht und vielfach gefehlt wird, behandelt. In einfacher Weise werden Beispiele und kurze Erklärungen dargelegt.

* „Gicht, Rheumatismus und Neuralgien, deren Verhütung und Heilung“ (Gesundung, Band 2) von Dr. med. F. Gudzent, a. o. Professor an der Universität Berlin. (Verlag H. S. Hermann G. m. b. H., Berlin SW. 19.) Der Hauptaufsatz, geschrieben vom Herausgeber selbst, spricht über die Gicht, deren Vorkommen und Verbreitung, deren Erscheinungsformen und Verlauf; über Ursache und Wesen des Muskelrheumatismus, über rheumatische und chronisch-rheumatische Gelenkerkrankungen, über akute Rheumatoide, Sehnen- und Schleimbeutel-Entzündungen u. a. m. Von Professor Dr. med. Hans Curschmann, dem Direktor der Medizinischen Universitätsklinik Rostock, werden die Neuralgien in ihren Krankheitsercheinungen behandelt und die Wege gezeigt, diesen schmerzhaften Erkrankungen vorzubeugen. Schließlich gibt Dr. med. Arnold Zimmer, Privatdozent der Chirurgie an der Universität Berlin, Aufschluß über chirurgische, orthopädische und andere Maßnahmen, die bei gichtiger oder rheumatischer Erkrankung in Frage kommen.